

wasserträume

*Der Schlüssel zum Wasser
Geometrien des Wassers
Der bewohnte «Schlüssel-Brunnen»
Eine steinerne Blume*





Geometrien des Wassers

Der extreme Kreislauf von Mangel und Fülle führt zu ebenso ausgeprägten Schwankungen des Grundwasserspiegels – in Sommerzeiten scheinen auf dem Lande selbst Bereiche des Dschungels trocken zu fallen. Dies erklärt die Anlage der *Pokunas*: Offene Brunnen, die dem schwindenden Grundwasser nachgegraben werden. Statt weite Becken öffnen sich hier teleskopartig nach unten sich verengende Zisternen von in der Regel rechteckigem Zuschnitt.

Die Figur geht vordergründig vermutlich auf das Bestreben zurück, einer Gruppe von Personen den gleichzeitigen Zugang zum jeweiligen Wasserniveau zu ermöglichen. In regelmässigen Abständen weiten die Versätze der Steinlagen sich zu einem umlaufenden Podest, auf dem Menschen und Gefässe genügend Standraum finden. Die schmalen, knapp handbreiten Absätze dazwischen ermöglichen den hier sich barfuss bewegenden Wasserträgerinnen den Wechsel zwischen den Podesten sowie den allseitigen Abstieg zum Wasser.

Ist dies die einzige Erklärung für das faszinierend reiche Relief der Zisternenwandung? Dem westlichen Architekten steigen Erinnerungen an architravierte Portale hoch, an die Ausbildung mehrfach gefalteter Ecken, wie sie beispielsweise für Arbeiten von Carlo Scarpa charakteristisch sind. Bei ihm und andern Architekten spielen bei solchen Architekturteilen viele Beweggründe mit: Es geht um die künstlerische Auszeichnung von Öffnungen an Bauwerken, um eine Würdeform des Empfangs sowie um eine Inszenierung des Materials wie des eigenen Geschicks im Umgang damit.

46 Anuradhapura, Rechteck-Pokuna

Dieser heute trocken gefallene Brunnen ist in einer kristallin anmutenden Präzision geschnitten. Die scharf gebliebenen Kanten des harten Gesteins verstärken im Wechselspiel mit den Schlagschatten diesen Eindruck noch. Die obersten Lagen der Einfassung sind aus Spolien, aus zweitverwendeten Steinen geschaffen. Sie zeichnen bei allem Bemühen schmerzhaft den Niedergang dieser grossartigen Stadtkultur nach.

Eine diesem Anstoss vergleichbare Wertschätzung wird die Hand der Baumeister auch dieser Brunnenanlagen geführt haben. Die Wasserstellen sind lebenswichtig, also kommt ihnen auch eine entsprechende Gestaltung zustatten. Ich erinnere mich mit Schmunzeln an eine meiner ersten geführten Studienreisen nach Italien, wo ich unter anfänglichem Protest die Gruppe in Orvieto nicht wie erwartet in den Dom vor die Fresken von Signorelli, sondern zum *Pozzo di San Patrizio* führte. «Bevor man betet, muss man trinken», so meine knappe Erklärung.

Und so liegen die Brunnen wie aufwendig gefaltete Origami-Arbeiten zu unseren Füßen, ein Tor zur Unterwelt des Wassers. Mit fallendem Grundwasser tauchen immer mehr Absätze auf, ein «Stratigraphie des Mangels», den Nutzniessenden des Wassers so beiläufig wie eindringlich vor Augen geführt.

Spannend zu beobachten ist auch der selbstverständliche Umgang mit scheinbaren Störungen des verfolgten Plans, die zur Bereicherung umgearbeitet werden. Ein angegrabener grosser Steinblock oder eine Felskante werden nicht beseitigt, sondern der Anlage als natürliche Kontrapunkte zur rigiden Geometrie des Menschenwerks eingebettet.

Bei der *Rechteck-Pokuna* fällt im oberen Bereich der scharfe Wechsel der Qualität der Steinlagen auf. Die Einfassung der Zisterne ist offenbar aufgrund von Einschwemmungen des Umlandes aufgestockt worden – dies zu einer Zeit, zu welcher das Wissen und die Ressourcen der Steinbearbeitung sich schon zu erschöpfen beginnt.

Seiten 78 | 79:

47 | 48 Anuradhapura, Architekturdetails der Pokunas

Die Werksteine zeigen eine ausserordentliche Qualität der Steinbearbeitung: Passgenaue Fugen, die Kanten mit einem Randschlag, die Oberflächen entweder geglättet (Trittflächen) oder grob gestockt. Die faustgrossen Knubben auf einzelnen Quadern dienen vermutlich als Halterungen beim Verlegen der Steine.







Das Lotusbad

Eines der grössten Wunder unserer Reise:
Eine steinerne Blume,
eine zum Himmel weit geöffnete Lotusblüte,
im Dschungel weit vor Polonnaruwa
aus dem Boden und aus dem Vergessen gelöst.
Der Brunnen oder das Bad liegt heute
als vereinzelt Artefakt.
Keine Ruinen im Umkreis, es sei denn
sie lägen unsichtbar unter dem Geschlinge
und Gewucher der Bäume verborgen.

Das dem Lotus nachgebaute Brunnenrund
besticht durch die Präzision
der dem namensgebenden Hornklee
nachempfundenen Rundungen.
Der leichte Anzug der Stufen
verstärkt den Eindruck, man würde
dem Aufbrechen der Blüte unmittelbar beiwohnen.

Wer hat zu welchem Zweck
diese steinerne Kostbarkeit gebaut?
Für ein Königsbad liegt dieses Artefakt
zu weit ab von der Ruinenstadt.
Neben den Königen haben fast ausschliesslich
Mönche in überdauerndem Stein gebaut.
Der Lotus ist dem Buddhismus zwar wichtig,
doch wozu hätten Mönche dieses Bad geschaffen?
Meine Phantasie bringt diese betörende Blüte
mit dem Dasein von Frauen in Verbindung.
Als weibliche Wesen kämen
in der mönchischen Klausur nurmehr Apsaras,
göttliche Wolkenprinzessinnen in Frage.
Eine Erklärung von ungeahntem Reiz –
das Bad wäre nach dieser Vorstellung

vom Menschen unberührt geblieben
und einzig zur Zeit der sinkenden
wie der aufsteigenden Sonne von jenen
unwirklich schönen Göttinnen aufgesucht worden,
die mich am Felsen von Sigiriya
schon in Bann geschlagen haben.
Die um Wissenschaftlichkeit Bemühten
werden sich die Haare raufen.
Ich bleibe unbeirrt.
Dieses Steinwerk ist zu schön,
um von Menschen entweicht zu werden.
Für mich bildet es Inbegriff einer Idee des Schönen,
des Vollkommenen, wie sie der Mensch
in ausgesuchten Momenten zu greifen vermag,
das Entstandene aber nur in seinen Träumen nutzt.

Dem Brunnen fehlt das Wasser,
auch dieses bildet Teil des Traums.
Ich sehe vor meinem innern Auge
wie die Reflexe des windbewegten Spiegels
sich an den bläulich-schwarzen Steinen brechen.
Das Nass schärft die Kanten
und verdichtet die Farben.
Rund schmiegt sich an Rund,
staffelt sich mit leicht geböschten Wandungen
zum zentralen Auge hinunter.

Der Dschungel liegt still.
Das erste Licht löst zarte Nebelschleier,
verbirgt meinem Auge die steinerne Blume.
Wie das erfrischende Gespinst
die Schale wieder freigibt,
liegen die Stufen von schmalen Füßen benetzt.
Die Göttin lächelt.

Seite 84 | 85:

51 Polonnaruwa, Lotus-Brunnen

Der einsam vor der Ruinenstadt gelegene Brunnen mutet im Gefühl des Sekundär-Dschungels wie eine nichtterrestrische Erscheinung an. Das singuläre Bauwerk besteht aus einem basaltähnlichen Material, dessen Härte die Kanten der steinernen Blume bis heute scharf nachzeichnet.

im reich der wunder

Ein Felsen zwischen Himmel und Erde

Ein Garten über den Wolken

Auf Augenhöhe mit einer himmlischen Nymphe





> Alle Abarbeitungen des Felsenplateaus wie auch alle Hochbauten und Stützmauern sind laut Planaufnahmen exakt einem rechtwinkligen Raster eingezeichnet. Diesem Raster folgen, falls den Plänen zu vertrauen ist, auch die Treppenzugänge am Fusse des Felsens.

> Das Erosionsmaterial des Schlotens bildet einen kegelförmigen Mantel rings um den Felsenturm. Dieser «Boulder Garden» zeigt Eingriffe einer flächenspannenden Nutzung. Er ist zum einen von monumentalen Treppenanlagen durchzogen, die an den Fuss des Felsenturms bzw. zur Galerie führen. Zum andern zeigen praktisch alle grossen Einzelfelsen Spuren einer intensiven Aneignung: Zu erkennen sind Gevierte von Fundamentstufen, die auf eine bauliche Nutznahme dieser Felsen schliessen lassen. Die Zwischenräume der Felsenlandschaft sind kleingliedrig terrassiert. Immer wieder finden sich freistehende oder in Überhängen geborgene Altäre.

> Die Ebene westlich des Felsens, als Zugang zur Anlage heute als einzige aus der üppigen Vegetation gelöst, zeigt eine weitläufige Parkanlage mit geometrischen Teichen und Bewässerungskanälen. Eine domestizierte Landschaft, welche die Felsen kunstvoll umspielt. Auch hier ist ein Raster ablesbar, der in seiner Ausrichtung mit jenem des Felsenplateaus übereinstimmt.

> Die Gesamtanlage wird im Westen durch einen befestigten Kanal abgeschlossen, dessen Innenseite sich durch einen geschütteten Damm erhöht zeigt. Kanal und Damm umfassen in geraden und rechtwinklig zueinander stossenden Fluchten ein breit-rechteckiges Gelände, das in der Längsausrichtung an den Schuttkegel des Felsens anschliesst.

> Im Osten der Anlage scheinen ebenfalls Reste eines Kanal-Damm-Systems vorhanden, die ein schmäleres Rechteck als im Westen fassen. Die vorliegenden Planaufnahmen zeigen allerdings so grosse Abweichungen, dass über die Ausdehnung im Osten keine abschliessende Aussage gemacht werden kann. Zumindest scheinen beide Areale demselben Achsen-system unterworfen zu sein.

> In der Literatur finden sich vage Angaben, dass der Anlage zurechenbare Areal sei ursprünglich noch weit grösser gewesen. Von Resten weiterer Wälle und Kanäle ist die Rede. Zuverlässige Plangrundlagen dazu sind aber nicht greifbar.

> Nach den archäologischen Aufschlüssen ist die skizzierte Anlage um 500 n. Chr., also rund 12 Jahrhunderte vor Versailles erbaut worden.

Bedeutungsannäherungen

Wie ist die Anlage von Sigiriya zu deuten? Für eine Palastfestung scheint der abgehobene Ort, für ein Kloster die Vielzahl der Klausen und Altäre im *Boulder Garden* zu sprechen. Für beide Deutungen finden sich viele Argumente, keine aber vermag alle Aufschlüsse befriedigend zu erklären. Liegt diesem Konflikt eine wechselnde Aneignungsgeschichte zugrunde oder gibt es einen Ansatz, der für alles eine sinnfällige Erklärung schafft?

Beginnen wir beim Augenfälligsten: Der Felsen bildet einen abgehobenen Ort sondergleichen. Der Palastfestung eines Herrschers würde dieser Topos gut anstehen. Leider entsprechen die Baurelikte auf dem Felsen nicht dem, was wir unter diesem Bild erwar-

57 Sigiriya, Satellitenaufnahme

Der Felsen von Sigiriya ist leicht rechts aus der Bildmitte gerückt. Nach Westen ist der die Gartenanlage umfassende Kanal zu erkennen, der heute aussenseitig von einer breiten Strassenpiste gesäumt wird. An den Umlenkpunkten zeichnet sich aussenseitig der Piste ein zweiter, breiterer Kanal ab. Vom Boulder Garden aus stösst die ebenfalls als Weg ausgebaute Symmetrieachse tief in die Ebene bis zu einem kultischen Standbild vor. Nach Osten ist eine ebensolche geometrische Anlage in der dichten Vegetation nurmehr zu erahnen.

ten. Die aufgedeckten Mauergerüste auf dem Felsen sind zu unscheinbar. Gefügt aus kleinen Steinen deuten sie eher eine Abgrenzung, denn das Fundament eines Hochbaus an. Man wird nun einwenden, für den Palast wäre eine Holzkonstruktion vorauszusetzen. Dazu gibt es in Sri Lanka genügend Anschauungsmaterial. In den antiken Städten Polonnaruwa und Anuradhapura sind Beispiele zeitgleicher Bauten erhalten geblieben. Sie zeigen allesamt massive steinerne Plattformen und darauf einen Stelenwald von fest verankerten Pfeilern, die den Kern von auch hier verschwundenen Holzkonstruktionen bilden. Auf die Abhebung durch einen Sockel könnte man in Sigiriya angesichts der speziellen Lage noch verzichten, das Fehlen jeglicher Steinpfeiler im archäologischen Befund verunsichert mehr.

Also doch eher ein Kloster mit Bauten aus Holz, die aufgrund der an diesem Ort intensiven Verwitterung nicht mehr nachweisbar sind? In Äthiopien sind Klöster auf Zeugenbergen bekannt, ebenso im griechischen Meteora. Hüben wie drüben bestehen sie aus festen Steinbauten, deren Zugänge aus improvisiert wirkenden Seil- und Leiterkonstruktionen. In Sigiriya wäre es bei der Klosterthese genau umgekehrt: Treppenzugänge, Galerie und das Löwenbauwerk zeugen von einem grossen Baugeschick, das ausgerechnet auf der krönenden Plattform nicht mehr zum Zuge gekommen wäre. Und wenn oben in luftigen Holzbauten meditiert wird, warum nimmt man sich unten die Mühe, dazu einen halben Felsblock abzuspitzen, wie beim *Audience Rock* geschehen?

Versuchen wir es nochmals unvoreingenommener.

58 Sigiriya, Vogelschau von Süden

Dieses Bild macht die Zweiteilung der Oberfläche des Felskopfes deutlich: Auf der rechten Seite, nach Osten, die tiefergelegenen Gartenplattformen und, in der Mitte etwa der Plattformenfolge, die grosse «Pokuna». Nach Westen, in der Höhe deutlich abgesetzt, die Plattformen mit den mutmasslichen Baukonstruktionen. Die Absetzung ist teils natürlich vorgegeben, teils durch riesige Stützmauern geschaffen.

Ausgangspunkt bleibt der abgehobene Ort. Diese Erhabenheit stellt im weitesten Sinne eine «absolute» Abgrenzung eines Ortes dar. Sie bildet eine Grenze, die nicht mehr durch Zäune oder Mauern veranschaulicht und gesichert werden muss. Welche Topoi sind in der (globalen) Baugeschichte über ihre Grenzen definiert? Zuvorderst stehen hier die Stadt sowie der Garten und der Park. Alle gehen sie in ihrer Begriffsableitung auf das Element der Einfriedung zurück. Im europäischen Sprachraum wird dies eindrücklich durch den englischen Begriff «Town» wachgehalten, der an seinem etymologischen Ursprung mit dem deutschen «Zaun» gleichzusetzen ist.

Eine Stadt auf dem Sigiriya-Felsen liegt ausserhalb aller Annahmen. Wenn die spärlichen Baureste gegen eine Palastfestung sprechen, so kommt ebensowenig eine Stadt in Frage. Die Gesamtfläche ausserhalb der Wassertanks scheint zudem für die Ansiedlung einer grösseren Gemeinschaft zu klein.

Es verbleibt die Annahme eines Gartens. Der vom Mensch geschaffene Garten, so der christliche Mythos, zielt ab auf die Nachschöpfung des verlorenen Paradieses. Auch dieser Begriff, aus dem griechischen «paradeisos» bzw. dem persischen «pairi daêza» abgeleitet, beides bedeutungsgleich mit «Umwallung», setzt die Eingrenzung als definierendes Element. Ein Garten auf dem unbesteigbaren Felsen käme einer vollkommenen Nachbildung des Paradieses gleich.

Die Frage ist – wenn wir eine buddhistische Ausrichtung der Anlage voraussetzen – ob dieser Weltanschauung ebenfalls eine Paradiesvorstellung zu eigen

ist. Viele Autoren setzen das christliche Paradies dem buddhistischen Nirwana gleich. Dies scheint nicht korrekt zu sein: Das Paradies wird im Christentum und im Islam begriffen als mythischer Ort, das Nirwana der Buddhisten ist eher einem Geisteszustand, der letzten Stufe der Erkenntnis, gleich zu setzen. Aus dem Wust von Deutungssträngen aus dem Umfeld des Buddhismus schält sich ein Hinweis heraus, in dem «paradiesische» Vorstellungen anklingen: Die Beschreibung des Palastes von Kureva im sogenannten Ramayana-Epos. Diese Verbindung ist nicht neu – sie wird in unzähligen Führern ebenso unreflektiert ausgeschmückt wie die Geschichte von Kassapa und Moggallana.

Das ab dem 5. Jahrhundert v. Chr. entstandene Ramayana schildert das ebenso heldenhafte wie menschenähnliche Leben des Gottes Rama. Die Optik des Erzählers gleicht der handfesten Sicht der griechischen Autoren auf den Kosmos der olympischen Götter. Einer der roten Fäden dieses weit verzweigten Epos handelt vom Raub von Ramas Gemahlin Sita und der Suche nach ihr. Im Canto 43 des Buches von Kishkindha gibt Rama dem Heer des Nordens die Anweisung:

«Geht weiter (...) bis ihr in triumphierendem Entzücken die Höhe des Kailasastering erreicht. Dort steht ein Palast geschmückt mit Gold, den der himmlische Künstler einst für König Kuvera [Gott des Reichtums] schuf und mit geschickter Hand formte. Dort zieren Lotusse die Flut in voll erblühten Blumen und sich öffnenden Knospen, Schwäne und Enten gleiten übers Wasser und fröhliche Apsaras [die Nymphen des Paradieses] kommen zum Spielen herunter.»

59 Sigiriya, Grundrissplan

Die Bereiche der Gärten (grün) und der Bauwerke (gelb) sind farblich hervorgehoben. Dazwischen verläuft, auf und längs den Stützkonstruktionen, die vom Aufstieg bis zur Südspitze führende Haupterschliessung mit der Kaskadentreppe. Die beiden grösseren Wasserbecken (blau) zeigen eine klare Zuordnung zu diesen Bereichen. Rot eingetragen ist der Standort der «Asanaghara», des «Heiligen Throns».

In dieser Beschreibung sind viele «Zutaten» vereinigt, die nach menschlicher Vorstellung das Paradies kennzeichnen. Trotzdem greifen die gängigen Anlehnungen an Kureva insofern zu kurz, als sie ihre Deutung einseitig auf den Palast konzentrieren. Dieser Palast, so wage ich zu behaupten, spielt – falls in Sigiriya überhaupt in irgendeiner Form vorhanden – einen untergeordneten Part. Im Vordergrund steht der Garten in der unglaublichen Kunstform eines der Erde entrückten und dem Himmel zugewandten Ortes. Dieser Garten bedeckt vermutlich alle Terrassierungen auf den tiefer gelegenen Teilflächen des Felskopfes. Die kleineren westlichen Plattformen tragen möglicherweise Pavillons und verwandte Leichtbauten, denen aber nie die öffentlichen Funktionen einer Residenz zukommt.

Zur These des Gartens vorerst einige praktische Überlegungen:

> Die Wasserbecken auf dem Felsen sind riesig dimensioniert. Die zentrale *Pokuna* umfasst eine trapezoidale Fläche in den mittleren Massen von 30 auf 23 Metern und ist mehrere Meter tief. Diese Masse an Wasser steht zu den spärlichen Bauten in einem Missverhältnis. Selbst wenn die Frauen des Herrschers täglich gebadet hätten (sofern sie überhaupt Zugang zu diesem Ort hatten), so wäre dieses Reservoir nicht zu erschöpfen. Setzt man als Hintergrund die Bewässerung einer der Sonne ausgesetzten Bepflanzung, so wird das Kaliber der Tanks verständlicher.

> Viele der aufgedeckten Mauerstreifen geben als Baufundamente wenig her. Mit Blick auf den Garten können sie als Einfassung von Gartenbeeten gedeutet werden.





Auf Augenhöhe mit einer himmlischen Nymphe

*Der Parkwächter winkt mir verschwörerisch zu.
Ihm ist aufgefallen,
dass ich schon das zweite Mal hier kauere,
in Bann geschlagen von den Fresken
in der hochgelegenen Felsnische von Sigiriya.
Wir sind mit dem ersten Ansturm
am frühen Morgen ein erstes Mal hochgeklettert
in die ausgesetzte Balm des gigantischen Felsens.
Eine Wendeltreppe macht die Höhlung «Pocket A»
mit den auf Stuck gemalten Frauenbildnissen
den Besuchern zugänglich:
Apsaras – Wolkenprinzessinnen, göttliche Nymphen
und die sie begleitenden Dienerinnen..*

*Was zeichnet eine gottähnliche Nymphe
in Menschengestalt aus?
Sie hat schlicht vollkommen zu sein.
Also haben vermutlich männliche Künstler aus
ihrer Sicht heraus vollkommene Wesen geschaffen:
Gesichter mit ausdrucksvoll mandelförmigen Augen,
die Oberkörper unter durchscheinenden Blusen nackt,
schwere und dennoch wohlgerundete Brüste,
schmale Taillen, durch tief in den Schoss
geknüpfte Hüfttücher zusätzlich betont –
für Männer, also auch für mich,
eine Augenweide ohnegleichen.*

*Trotz der vordergründig lockenden Attribute
strahlen diese Frauen etwas aus,
das sie weit über den Status
eines mittelalterlichen Pin-up hebt:
Ihnen ist eine unvergleichliche Anmut zu eigen.*

*Ihre feingliedrigen Hände öffnen und spreizen sich
in grazil-rituellen Gesten.*

*Die dem Buddhisten geläufigen Haltungen
haben nichts von der starren Gespreiztheit an sich,
die wir auf vergleichbaren Bildern
etwa in Indien beobachten können.
Die Apsaras sind einzeln in die Betrachtung
von Blumengehängen versunken
oder neigen sich mit stillem Lächeln
den von Dienerinnen dargereichten Gaben zu.*

*Wir mussten, als die Besucher
der Hitze des Mittags auszuweichen begannen,
einfach nochmals hoch.
Der Wächter wiederholt seine konspirative Geste,
schlägt ein kleines Gitter zurück
und schlüpft auf einen schmalen Steg.
Ich folge ihm und verharre von neuem gebannt:
«Pocket B», die zweite ausgemalte Felsenbalm,
dem allgemeinen Ansturm der Touristen
üblicherweise nicht zugänglich.
Erneut tauche ich ein in das dämmerige Licht
der warmtonigen Höhlung,
folge den weichen Linien von Gesichtern und Körpern
und halte unversehens den Atem an:
Die letzte Figur
löst sich aus der Versunkenheit der Gruppe
und richtet den Blick nach aussen,
direkt zum Besucher hin.*

*Ich verharre im Schritt mit angehaltenem Atem
und fasse mich unter ihrem Lächeln,
das zwischen der Wolkenprinzessin
und dem Menschen eine Brücke spannt.*

66 Tibet, tanzende «Dakini» (Ausschnitt)
Ein Vergleichsbeispiel zu den Apsaras von Sigiriya: Dakini, Geistwesen des tantrischen Buddhismus, Fresken vermutlich des 15. Jahrhunderts in einem Tempel von Demchog-Lakhang. Bei aller Schönheit auch dieser Fresken fällt im Vergleich zu Sigiriya die steifere, schematischer gezeichnete Bewegung dieser Figuren auf.

Seite 116: 67 Santorin, Akrotiri, Adorantin, bronzezeitlichen Fresko aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. (!), (Ausschnitt). Die Dame der kykladischen Kultur in Akrotiri, nach neuer Auslegung eine Adorantin in einem Adyton (nur den PriesterInnen zugänglicher Raum eines Heiligtums), hat den Vergleich mit Sigiriya nicht zu scheuen: Die selbstbewusst-aufrechte Haltung, der offene Blick und die kunstvolle Frisur zeichnen sie als den Apsaras ebenbürtiges Individuum. Verblüffend in diesem Vergleich ist die Übereinstimmung der «luftigen» Kleidung.